

4 Methodisches Vorgehen

Im Folgenden wird nun die Methodenauswahl und das Vorgehen der Untersuchung beschrieben und begründet, um anschließend einen reflexiven Blick auf spezifische Aspekte des Verhältnisses von Forschungssubjekt und -objekt im vorliegenden Fall zu werfen. Zunächst werden die verschiedenen Datenerhebungsprozesse – die teilnehmenden Beobachtungen, die Interviews und die Analyse von Online-Felddokumenten – sowie die entsprechenden Auswertungen beschrieben. Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Forschender und Forschungsfeld und speziell mit der Bedeutung des forschenden Körpers in diesem spezifischen Kontext, um abschließend die forschungsethischen Aspekte dieser Studie darzulegen.

4.1 Datenerhebung und Auswertung

Die Untersuchung orientierte sich am Vorgehen der Grounded Theory (folgend GT), welches von Anselm Strauss und Barney Glaser in den 1960er Jahren entwickelt (Glaser/Strauss 2008) und seither konstant angewendet und modifiziert wurde und wird. In den letzten Jahrzehnten haben sich verschiedene Verständnisse und Praxen unter dem Label Grounded Theory ausgebildet (vgl. Breuer/Diries 2009: 111ff.). Demnach hat die Aussage, eine – zum Beispiel diese – Studie arbeite nach der Grounded Theory-Methodologie nur begrenzte Aussagekraft (Berg/Milmeister 2011). Es ist nötig, exakter zu beschreiben, wie konkret vorgegangen und nach welchen Grundsätzen agiert wurde.

Grundlegend handelt es sich bei GT-Forschung um ein exploratives Forschungsdesign. Ziel ist es, Theorie aus dem Material heraus zu entwickeln; nicht also mit vorhandenen theoretisch erarbeiteten Annahmen ins Feld zu gehen und diese zu überprüfen, sondern durch die zunächst offenen Erkundungen im Feld erst zu Aussagen zu kommen, welche im empirischen Material ›grounded‹, also begründet sind. Doch schon die beiden ›Väter‹ des Ansatzes haben sich in den 1990er Jahren im Streit um die ›richtige‹ Grounded Theory überworfen, und zwar wesentlich bezüglich der Frage, wie frei von Vorannahmen eine Forschungsperson ein Feld überhaupt betreten kann und wie mit Vorwissen umgegangen werden sollte, oft unter den Begriffen *emerging* vs. *forcing* verhandelt (vgl. Kelle 2011; Strübing 2011; auch Berg/Milmeister 2011; Breuer/Diries 2009: 112). Erkenntnisse sollen demnach aus dem Feld emergieren, also ›von sich aus‹ ans Tageslicht treten, statt durch theoretisch geleitete Vorannahmen forciert zu werden. Jedoch stellt sich die Frage, ob dies praktisch überhaupt möglich ist, oder nicht eher eine Rede von emergierenden Ergebnissen ihren ›erzwungenen‹, also durch Vorwissen und Vorannahmen geprägten, Anteil verleugnet. Schließlich ist bereits die Wahl eines

Forschungsfeldes, des Forschungsdesigns und des Forschungsgegenstandes durch theoretische Vorannahmen bestimmt (Breidenstein et al. 2015: 118).

Die stets vorhandenen Vorannahmen gilt es jedoch als flexibles, überraschungsoffenes Wahrnehmungswerkzeug im Sinne einer »theoretischen Sensibilität« (Glaser/Strauss 2008: 46) reflektiert zu nutzen (Breuer/Diries 2009; Berg/Milmeister 2011: 187f). Theoretische Sensibilität ist mitnichten als konträr zum Postulat der emergenzfördernden Offenheit zu betrachten. Vielmehr braucht es eine Art Erkenntnis-Werkzeug, um der radikalen Offenheit und Kontingenz der Empirie überhaupt irgendetwas abgewinnen zu können, um nicht jede Platte mit vier Beinen stets neu als Tisch erkennen zu müssen (Truschkat/Kaiser-Belz/Volkmann 2011: 359) – zumal es auch schwer möglich ist, keinen Tisch zu erkennen, wenn man mit dem Konzept Tisch vertraut ist. Eher muss daher *bewusst* ein Tisch angenommen *und* Offenheit gewährt werden für die Konzeptualisierungen der Platte mit vier Beinen, die im Feld relevant sind.

Die Feldforschung der vorliegenden Arbeit bestand aus teilnehmenden Beobachtungen in drei Trainingsgruppen, sowie bei einer öffentlichen Veranstaltung, Einzelinterviews und der Analyse von Felddokumenten, vor allem von Selbstdarstellungen des Feldes auf Internetseiten (Kap. III.1). Es wurde entsprechend des GT-Ansatzes relativ offen ins Feld gegangen und entsprechend dem Konzept eines »theoretical sampling« (Glaser/Strauss 2008: 45; Truschkat/Kaiser-Belz/Volkmann 2011; Breuer/Diries 2009: 57) aus den ersten Interviews und deren Auswertung weitere Interviewpartner_Innen-Präferenzen und auch Leitfäden für folgende Interviews generiert. Auch wurde der Beobachtungsfokus im Laufe der Untersuchung entsprechend der Generierung von Kategorien und fokussierteren Teilfragen zunehmend geschärft (vgl. auch Breidenstein et al. 2015). Zunächst war das Design der vorliegenden Studie noch interviewzentrierter und sah eine Rekrutierung der Interviewpartner_Innen an diversen Trainingsstätten, auch in kommerziellen Fitnessstudios, vor. Die queeren Fitnessgruppen, die letztlich beobachtet und interviewt wurden, besuchte ich zunächst nur mit dem Anlass, dort Interviewpartner_Innen zu gewinnen. Erst nach ersten Feldaufenthalten entschied ich mich, den Fokus der Arbeit zu verschieben und auf die Diskurse und Praktiken *in diesem spezifischen subkulturellen Feld* der queeren Fitnesskultur zu legen und dazu auch Beobachtungen ins Methoden-Repertoire aufzunehmen.

4.1.1 Teilnehmende Beobachtung

Zwei Gruppen beobachtete ich eineinhalb beziehungsweise zwei Jahre, von Mitte 2015 beziehungsweise Anfang 2016 bis Mitte 2017. Der im Verlaufe der Arbeit zunehmend geschärfte Beobachtungsfokus richtete sich auf die Relevantmachung von Geschlecht und von Leistungsunterschieden im Feld, was auch explizite Irrelevantmachungen beinhaltete. Die dritte Gruppe, zu der ich über das Vorgehen des

theoretical sampling durch Hinweise in einem Interview stieß, beobachtete ich nur zwei Monate, von Juli bis September 2016. Ich stellte fest, dass zum einen mein Beobachtungsfokus zu diesem Zeitpunkt bereits so geschärft war, dass es mir leichter fiel, für mich relevante Aspekte gezielt zu betrachten. Auch entschied ich im Rahmen der parallel stattfindenden Datenauswertung, den Fokus auf den anderen beiden Gruppen zu belassen, da diese für meine Forschung relevanteres Material boten. So diente diese Beobachtung eher als Vergleichsexkursion (vgl. Brüsemeister 2008).

Generell ist zur Zeitlichkeit der Beobachtung anzumerken, dass jegliche wissenschaftliche Beobachtung zeitlich beschränkt ist und keine Aussagen zum Feld nach der Beobachtung machen kann, sowie nur sehr eingeschränkt und vermittelt über vorhergegangene Ereignisse, beispielsweise durch Erzählungen von Teilnehmenden. So habe ich durch punktuelle Kontakte mit Forschungspartner_Innen nach meinem Feldaufenthalt erfahren, dass die Gruppe, in welcher »zu meiner Zeit« nur ein cis Mann dauerhaft trainierte, inzwischen eine andere Geschlechterverteilung hat; ein wesentliches Charakteristikum der Gruppe für meine Untersuchung inzwischen also nicht mehr so gegeben ist. Auch hat sich das Angebot an queeren Fitnessgruppen in Berlin seit 2018 erweitert, was allerdings nicht mehr in die vorliegende Arbeit aufgenommen werden konnte.³⁰ Wie bei jeder empirischen Arbeit ist auch bei der vorliegenden also der zeitlich begrenzte Rahmen ihrer Erhebung – und damit ihr Charakter als Momentaufnahme einer sich in permanenten Wandlungen befindlichen sozialen Welt – zu beachten.

4.1.2 Problemzentrierte Interviews

Parallel zu den Beobachtungen führte ich zwischen Juni 2015 und April 2017 insgesamt 15 Einzel-Interviews mit Teilnehmenden der verschiedenen Gruppen durch sowie mit zwei nicht-Teilnehmenden, welche zur Zielgruppe gehören, aber in kommerziellen nicht-Szene-Kontexten trainieren und zur Kontrastierung mit ins Sample aufgenommen wurden. Die Interviewpartner_Innen rekrutierten sich über Antworten auf eine Interviewanfrage per Mail sowie mündlich in den Trainings beziehungsweise »Mundpropaganda« auch über die beobachteten Gruppen hinaus. Die schriftliche Anfrage war absichtlich eher informell gehalten und beinhaltete auch Auskünfte über meine eigene Sportbiografie, sowie das Angebot, auch etwas von mir zu erzählen. Ziel war dabei, mögliche Ängste und Hemmungen vor einer Situation des »ausgefragt werdens« abzumildern, um so mehr Interviewpartner_Innen zu gewinnen und eine »ero-epische« (Girtler 2001) Gesprächssituation vorzubereiten, also eine, die »durch das Prinzip der Gleichheit

30 Zum einen hat eine hier untersuchte Gruppe ihre Trainingszeiten ausgeweitet, zum anderen aber gibt es seit 2018 ein weiteres Angebot: <https://www.facebook.com/femmefitnesss/>, zuletzt eingesehen am 22.01.2020.

bestimmt ist, während beim Interview der Interviewer geradezu als Verhörender erscheint.« (Girtler 2001: 147)

Die Interviews dauerten zwischen 35 und 150 Minuten, ein Kurzinterview am Rande einer Sportveranstaltung 15 Minuten. Die durchschnittliche Interviewlänge betrug 110 Minuten, Ausreißer von 35 Minuten gegenüber 150 Minuten entstanden durch die Rede-Bereitschaft der Interviewpartner_Innen, also deren Reaktion auf die Erzählimpulse, die einmal besonders gering und in einem anderen Interview besonders umfassend ausfiel. Die Interviews waren halb-standardisiert. Es gab einen Interviewleitfaden, welcher aus Fragen und Erzählanreizen bestand, die dem konkreten Gesprächsverlauf angepasst und auch für jede interviewte Person spezifisch erstellt wurden mit Bezug auf deren Feldposition³¹. Auch wurde gegebenenfalls Raum für eigene Schwerpunktsetzungen der Interviewpartner_Innen zum Thema gegeben. Die Interviewdurchführung richtete sich nach dem Konzept des problemzentrierten Interviews (PZI) nach Andreas Witzel, da dieses sich explizit an der GT, ihren Grundsätzen der Prozesshaftigkeit im Spannungsfeld von Offenheit und theoretischer Sensibilität orientiert (Witzel 1985, 2000) und die Erfassung »subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität« (Witzel 2000, Abs.1) zum Ziel hat. Auch wird der kommunikative, dialogische Charakter des Verhältnisses von interviewender und interviewter Person im Konzept des PZI betont, was der grundlegenden Konzeption der Forschendenrolle der vorliegenden Arbeit entspricht. Die Problemzentrierung lag dabei auf der eigenen Sportbiografie, also den bis dato gemachten Erfahrungen im und mit Sport in verschiedenen Kontexten sowie auf Erfahrungen und Einstellungen zu Körper- und Schönheitsnormen generell sowie explizit im Sport.

Die Interviews wurden komplett transkribiert, weitestgehend nach dem erweiterten einfachen Transkriptionssystem von Dresing und Pehl 2018, passagenweise aus Kapazitätsgründen jedoch nur paraphrasierend, und mithilfe der Software MAXQDA codiert. Zu jedem Interview wurde ein Postskriptum zur Unterstützung der Auswertung angefertigt.

31 So habe ich Trainer_Innen zum Teil andere Fragen gestellt als »einfachen« Teilnehmenden, den zwei Interviewpartner_Innen außerhalb der Szene-Sportgruppen entsprechend andere Fragen als den Interviewpartner_Innen aus den Szene-Sportgruppen. Auch fand ich während der Datenerhebung zufällig einen öffentlichen Aushang mit Kritik an einer der untersuchten Sportgruppen, in der dieser ein Ausschluss femininer Menschen vorgeworfen wurde (siehe Kap. IV.3). Interviewpartner_Innen, die Teilnehmende oder Trainer_Innen besagter Gruppe waren, habe ich in den folgenden Interviews diesen Aushang gezeigt, um ihre Perspektive darauf zu erfassen und als Gesprächsimpuls zu nutzen.

4.1.3 Felddokumente

Neben den Beobachtungen und Interviews wurden auch die öffentlich verfügbaren³² Selbstdarstellungen einiger queerer Fitnesskontexte analysiert (Kap. III.1). Dabei wurde nicht nur Material der Trainingsgruppen genutzt, welche auch Gegenstand der teilnehmenden Beobachtung oder Rekrutierungsfeld für Interviews waren, sondern im weitesten Sinne internationale Websites³³ herangezogen. Dies entspricht dem verwendeten Konzept einer queeren (Fitness-)Szene als tendenziell globalem Phänomen (Kap.II.3), als deren Teil die beforschten Gruppen zu betrachten sind. Daher sollen so breitere Szene-Diskurse eingefangen werden, die auch die hier konkret untersuchten Praktiken hervorbringen und rahmen.

Die Suche nach entsprechendem Material verlief dabei über die Suche nach »queer« und »Fitness« in einschlägigen Suchportalen, die Ergebnisse wurden dann gefiltert nach solchen, welche für reale Sportangebote werben, um zu analysieren, wie diese Räume und ihre Funktion beschrieben werden. Für die Analyse wurden Internetauftritte verwendet von insgesamt drei queeren Fitness-Angeboten aus den USA und von vier Angeboten aus Deutschland, wobei hier drei Seiten Trainingsgruppen und eine ein queerer Fitness-Event bewerben (siehe Kap. III.1).

4.1.4 Auswertung

Datenerhebung und -auswertung folgten nicht in abgetrennten Phasen aufeinander, sondern verliefen, entsprechend allgemein ethnografischer Forschungsdesigns sowie besonders der GT, abwechselnd und zum Teil überlappend als zirkuläre Prozess (Berg/Milmeister 2011; Breidenstein et al. 2015: 45). Nur so konnte die Forschung mit einem theoretical sampling durchgeführt werden. Der permanente Wechsel zwischen Datenerhebung und Auswertung erleichterte zudem den Wechsel zwischen Beobachter_Innen- und Teilnehmendenperspektive (Alkemeyer/Buschmann 2016), der notwendig ist, um den Blick einerseits auf die Mikropraktiken im Feld zu fokussieren, ohne die Verortung dieser in gesamtgesellschaftliche Gefüge aus den Augen und die eigene Forschungsperspektive in der Logik des Feldes zu verlieren. Auch wird die Selbstreflexion als Forscherin durch diesen regelmäßigen Perspektivwechsel begünstigt.

Die Analysearbeit selbst erfolgte nach dem Konzept des mehrschrittigen und zunehmend fokussierenden Kodierens, wie es in GT-Methodologien (wenn auch mit unterschiedlichen Konzepten) angelegt ist (Breuer/Diries 2009: 79). Es wurde

32 In der Regel als Websites, in manchen Fällen existieren die Texte und Bilder auch zusätzlich als Printflyer, welche hier aber nicht gesondert betrachtet werden.

33 Faktisch findet sich zumindest per deutsch- und englischsprachiger Internet-Recherche eine explizit queere Fitnesskultur ausschließlich in westlichen industrialisierten Gesellschaften des globalen Nordens. Dabei lässt sich eine Verdichtung in den USA und in Berlin ausmachen.

konkret nach einer Phase des offenen Kodierens, in welcher möglichst unvoreingenommen nach wiederholt auftretenden oder sehr relevant gemachten Themen und Aspekten gesucht wurde, in verschiedenen selektiven Kodierphasen vorgegangen. Im Laufe der Arbeit bildete sich so zunehmend erst die emotionssoziologische Analysebrille heraus, mit welcher schließlich das Material gezielt nach den entsprechenden spezifischen Kodes und Kategorien durchsucht wurde, beispielsweise den Kodes des »Körpergefühls«, »sich wohlfühlen« und »Schutzraum/Safe(r) Space« oder »Spaß!« und deren Gewichtung in Kategorien wie »Abgrenzung zum Mainstream« oder der »Rolle der Trainer_Innen«.

Dabei ist zu beachten, dass Gefühle, in dieser Arbeit das Körpergefühl oder die Atmosphäre einer Trainingseinheit, soziologisch keine diskret messbaren Größen darstellen, auch wenn in der Psychologie quantifizierte Operationalisierungen von Gefühlen erarbeitet und genutzt werden mögen. Es wurden hier nicht die Gefühle der Teilnehmenden als solche erhoben und analysiert (zur Diskussion um die Erhebbarkeit von Gefühlen vgl. Flam 2015; zum selben Problem unter dem Begriff der körper- beziehungsweise leibessoziologischen empirischen Sozialforschung Gugutzer 2015: 138ff.), sondern Versprachlichungen oder Praktiken, um diese im Sinne der hier vorliegenden soziologischen Fragestellung danach auszuwerten, was Gefühle *tun* (Ahmed 2010c: 2, 2004: 26; siehe Kap.I.1.2.), also wie Gefühle oder das Streben nach ihnen handlungsleitend und legitimierend wirken und welche Rolle sie in Subjektivierungsprozessen und entsprechenden Selbsterzählungen einnehmen.

Die Datenauswertung erfolgte dabei zum Teil auch in kollegialer Zusammenarbeit in Forschungskolloquien oder selbstorganisierten Analysegruppen³⁴ mit anderen sozialwissenschaftlich empirisch arbeitenden Promovierenden. Auch diese Vorgehensweise entspricht den Grundlagen der GT-Ansätze und unterstützte die Analysequalität durch die Selbstreflexion als Forschende. (Breuer/Diries 2009: 71, 134)

4.1.5 Triangulation

Mit der Verwendung von Beobachtungen und Interviews sowie Analysen von Felddokumenten, wie Werbe- und Selbstdarstellungstexten und -bildern, wurde ein methodentriangulierender Ansatz genutzt, wodurch sowohl rekonstruktiv als auch interpretativ gearbeitet wurde (zur Unterscheidung rekonstruktiver und interpretativer Sozialforschung Flick 2011: 22, sowie kritisch zu dieser Unterscheidung ebd.: 56). Da es sich um eine ethnografische Arbeit handelt, ist dies einerseits basal, da Ethnografien stets und oft ad hoc verschiedene methodische Register nutzen (Flick 2011: 53). Der Sinn einer Explizierung dessen

34 An dieser Stelle sei allen gedankt, die auf diese Weise einen Beitrag zur vorliegenden Arbeit geleistet haben.

liegt in der besseren und reflektierteren Anwendung (Flick 2011: 74). Eingedenk der Ansicht, dass jede Forschungsmethode ihren Gegenstand auch immer ein gutes Stück weit mitkonstituiert, muss stets bewusst gehalten werden, dass bei triangulatorischer Forschung nicht mit verschiedenen Methoden auf *denselben* Gegenstand geschaut werden kann (ebd.: 17). Verschiedene Methoden ermöglichen die Erfassung (und Gestaltung) verschiedener Gegenstände (Flick 2011: 17). Die (hier problemzentrierten) Einzelinterviews geben je nach Interviewform Auskunft über subjektive Bedeutungen, Narrative, Identitätskonstruktionen und Deutungsmuster. Beobachtungen hingegen machen (kollektive) Praktiken und hierin enthaltene Strukturen und Mechanismen fassbar. Die Auswertung medialer Artefakte³⁵ (Internetseiten und Flyer, auch Informations- und Werbe-E-mails) lassen feldimmanente und feldrelevante Diskurse in die Forschungsperspektive mit eingehen.

Jede Methode hat dabei ihre Vorzüge und ihre Grenzen und ist für die Erhebung je spezifischer Daten dienlich. So können Interviewaussagen nicht eins zu eins ›für bare Münze‹ genommen werden, sondern müssen als Narrative und Argumentationen in ihrem sozialen Entstehungskontext – also auch explizit eingedenk der sozialen Beziehung zwischen Forschender und Beforschten³⁶ – auch als Praktiken der Selbstdarstellung, der Beziehungsherstellung und Identitätskonstruktion analysiert werden. Ähnlich verhält es sich bei der Betrachtung öffentlicher Selbstbeschreibungen der Gruppen auf Internetseiten und Flyern. Die hierin getroffenen Aussagen stellen keinen ›wahrheitsgetreuen Bericht‹ über vollzogene Praktiken dar, sondern sind vielmehr als praktisch hervorgebrachte Elemente der wiederum praxisleitenden (jedoch niemals determinierenden) Normsysteme zu werten. Auch der Beobachtung liegt die Praxis nicht »zu Füßen« (Scheffer 2002: 368), da es stets vielseitig begrenzt ist, was überhaupt beobachtet – also gesehen, gehört, gespürt, berührt³⁷ – werden kann und subjektive Deutungen des Geschehens und Empfindungen der Teilnehmenden höchstens vermittelt wahrgenommen werden können. Mit einer reinen Beobachtung hätte ich beispielsweise die absichtliche und absichtsvolle athletische Unter-Performanz eines Teilnehmers nie bemerkt (siehe Kap III.3.4).³⁸ Gleichsam hat mir nur meine eigene *teilnehmende* Beobachtung als

35 Diese wurden in Anlehnung an das Konzept »Teilnehmender Lektüre« (Hoenes 2017, 2014) explizit aus szeneeinvolvierter und daraus in/formierter Perspektive betrachtet.

36 In diesem Fall waren manche Interviewkontexte auch dadurch gekennzeichnet, dass Interviewpartner_innen selbst über hohe akademische Bildung im konkreten akademischen Feld verfügen, in dem sich auch die vorliegende Studie verortet, also mit zugrundeliegender Theorie vertraut sind (siehe auch Kap.II.3).

37 Entgegen dem assoziativen Verständnis von Beobachten, handelt es sich dabei nicht ausschließlich ums Sehen (Breidenstein et al. 2015: 71).

38 Interessanterweise fiel mir tatsächlich einmal während eines Trainingszirkels auf, dass er mit denselben, für seine Verhältnisse geringen, Gewichtsscheiben auf der Hantelstange trainiert

spezifisch verkörpertes Subjekt im Kontrast zu seiner Erfahrung Erkenntnisse zur Bedeutung von athletischer Befähigung und geschlechtlicher Verortung im Feld gebracht.

Es geht daher auch nicht darum, die Ergebnisse von Methode A mit Methode B oder C zu überprüfen. Statt einer Kongruenz der verschiedenen unterschiedlich erhobenen Daten geht es um eine Komplementarität, welche im Idealfall eine Erkenntniserweiterung bedeutet (vgl. Flick 2011: 19, 49). Die eigenen Beobachtungen wurden so mit Interviewergebnissen ergänzt und abgeglichen, gleichsam wurden die Interviewinhalte auch einem »Lackmustest« (Reckwitz 2008: 197) der Beobachtung unterzogen. Die verschiedenen Daten wurden auf ihre Komplementarität, nicht Kongruenz, überprüft und eventuelle »Unpassungen« wiederum als Erkenntnisquelle oder Hinweis für weiteres theoretical sampling genutzt.

Neben einer Triangulation zwischen mehreren Methoden (»between methods«) schlägt Uwe Flick (2011) auch eine Triangulation »within methods«, also innerhalb derselben Methode, vor. Das bedeutet beispielsweise verschiedene Formen von Interviews, die unterschiedliche Datentypen (Narrationen, Argumentationen) generieren, bewusst zu kombinieren.³⁹ Within-method-Triangulation fand in der vorliegenden Arbeit in manchen Interviews statt. Neben narrationsgenerierenden Fragen, wie »Erzähl einfach mal, was bedeutet Sport für dich, welche Rolle spielt Sport in deinem Leben?« gab es auch klare Einladungen zur Argumentation. So entdeckte ich im Erhebungszeitraum zufällig in einem allgemeinen queeren Szene-Treffpunkt einen kritischen Kommentar, der mit Edding auf einen Werbeaushang von einer der untersuchten Gruppen gekritzelt war. Dort stand: »Nichts für feminine Menschen!!!« Diesen kommentierten Aushang habe ich fotografiert und den Interviewpartner_Innen aus dieser Gruppe vorgelegt, um eine Argumentation zum Umgang mit auch impliziten Geschlechternormen in der Gruppe anzuregen (siehe Kap. IV.3).

Auch in den Beobachtungen fand eine within-method-Trainagulation statt. Hier changierte ich bewusst zwischen den Polen der *teilnehmenden Beobachtung* und *beobachtenden Teilnahme* (Hitzler/Gothe 2015b: 10).⁴⁰ In der Regel nahm ich an den Trainings teil und verfasste Beobachtungsprotokolle erst im Nachhinein. Ich ging also häufig »ganz rein« in die beobachteten Praxen. Zwei Mal jedoch hielt ich mich bewusst in der Rolle der Beobachterin am Rande und machte mir direkt

wie die Personen im Zirkel vor und nach ihm. Ich habe das damals aber sofort als Faulheit, die Gewichtsscheiben hin und her zu tauschen, interpretiert und nicht mal ins Beobachtungsprotokoll aufgenommen, sondern mich erst im Rahmen seiner Schilderungen im Interview wieder daran erinnert.

39 Flick selbst schlägt ein Modell des »Episodischen Interviews« vor, welches im selben Interview bewusst verschiedene Aussageformen provoziert (ebd. 21).

40 In ähnlicher Weise unterscheiden Breidenstein et al. zwischen starker und schwacher Teilnahme der Beobachtung (Breidenstein et al. 2015: 66).

Notizen.⁴¹ Das war bei der allerersten Beobachtung einer Trainingsgruppe der Fall sowie bei der Beobachtung eines queeren Fitnessturniers. Hier wechselte ich sogar während der Veranstaltung die Beobachtungsform (siehe auch Kap. III.3.3): Den Großteil der, aus verschiedenen Team-Wettbewerben bestehenden, Veranstaltung verbrachte ich auf einer Bank am Rand und machte mir Notizen oder übernahm hier und da Aufgaben, wie Fotos zu machen. Ich war jedoch nicht Teil eines Teams und beteiligte mich explizit nicht an den sportlichen Aktivitäten, um einen Überblick über den Gesamtablauf des Events zu behalten. Als aber zum Ende des Turniers noch ein Einzelpersonen-Wettbewerb ausgerufen wurde, entschied ich mich doch an diesem teilzunehmen – was nicht zuletzt durch eine Affizierung durch die bereits mehrstündige Anwesenheit auf dem Sportevent herzuweisen ist. Dies wiederum lieferte andere Einsichten und Erkenntnisse als das Mitverfolgen aus der distanzierten Beobachtungsperspektive, was wiederum verknüpft ist mit Erkenntnisfragen rund um die Rolle des Forscher_Innenkörpers (s.u.) im Forschungsprozess.⁴² Grundsätzlich ist eine teilnehmende Beobachtung ein Rollenkonflikt in sich, da etwas zu beobachten und an demselben Etwas gerade aktiv teilzunehmen in sich paradox ist (Hitzler/Gothe 2015: 11). Es gilt dabei permanent zwischen den Polen der kaum teilnehmenden Beobachtung und der kaum noch beobachtenden Teilnahme situativ zu manövrieren, was vor allem durch ein sich im Forschungsprozess entwickelndes Gespür für das Feld, eine »ethnografische Kompetenz« (Hitzler/Gothe 2015: 12), möglich wird.⁴³

Aufgrund genau dieser Paradoxie einer teilnehmenden Forschung wird nun näher auf das Verhältnis von Forschungssubjekt und -objekt eingegangen und die spezifische Bedeutung der auch körperlichen Subjektivität der Forschungsperson im konkreten Fall eingegangen.

4.2 Nähe, Distanz und Affizierung

In seinem Essay »Die Exotisierung des Eigenen« (2010) ordnet Stefan Hirschauer die Soziologie als ein Teilgebiet der Kulturwissenschaften ein. Das basiert auf einem Kulturbegriff, der Kultur als »selbstverständliche Denk- und Handlungsvoraussetzungen des Alltags« (ebd.: 207) versteht. Die Soziologie vollzieht dabei stets Beobachtungen zweiter Ordnung: Es geht darum, die Akteur_Innen bei der alltäglichen Konstruktion von Unterscheidungen und deren Sinngebung und Rele-

41 Es stellte sich aber schnell heraus, dass eine »teilnehmendere« Beobachtungsmethode gewinnbringender war, vor allem auch, da so die eigene Körperlichkeit sowohl als wirkende Verkörperung als auch als Wahrnehmungswerkzeug intensiver genutzt werden konnte (s.u.).

42 Ein ähnliches Beispiel findet sich bei Breidenstein et al. (Breitenstein et al. 2015: 67).

43 Hier spielt der Forscher_Innenkörper eine Rolle, indem er zum Forschungskörper trainiert wird, ein Gespür und eine Kompetenz entwickelt, die nicht rein kognitiv angelegt ist (s.u.). Dies gilt auch für das Führen von Interviews.

vanzmachung zu beobachten. Es interessiert demnach explizit nicht die Frage, ob beispielsweise Menschen mit Penissen unter sonst gleichen Bedingungen bessere sportliche Leistungen erbringen und sich in einer Sporthalle anders verhalten als andere Menschen, sondern darum, wie und wann die Annahme (!), im Feld artikuliert und relevant gemacht, debattiert oder auch akzeptiert und zur Handlungsgrundlage gemacht wird: wann, wo und wie sie »einen Unterschied macht« (ebd.: 209; siehe Kap III.3). Im Gegensatz zumindest zur »ursprünglichen« Ethnologie, geht es in der Soziologie nicht darum, »fremde« Kulturen zu beforschen, sondern »eigene«, was nach Hirschauer Probleme mit sich bringt, welche er als »Belagerung durch das Alltagswissen« und »Mangel an Fremdheit zwischen Beobachter und Gegenstand« benennt (ebd.: 211).

Über soziologische Gegenstände existiert eine Menge an Alltagswissen der Akteur_Innen der beobachteten Kultur, zu der die Soziolog_Innen allerdings ebenso gehören. Aufgabe der Soziologie ist es, sich das verbreitete Alltagswissen in Form von Unterscheidungen beispielsweise in Menschen mit und ohne Penis, welche gemeinhin als Männer oder Frauen betrachtet werden, zum Gegenstand zu machen. Das soziologische Wissen ist damit explizit vom Alltagswissen abzugrenzen. Die Crux des Alltagswissens besteht dabei darin, dass es oftmals nicht als eine These oder eine falsifizierbare Annahme, sondern vollkommen fraglose Gegebenheit erscheint. Die »Befremdung des Eigenen« (Hirschauer/Amann 1997) ist also eine permanent zu erbringende Leistung, aber eben auch eine epistemische Grundvoraussetzung für die Möglichkeit des Erkennens von Kultur.

Was allerdings nicht expliziert wird, ist, woran sich die Kategorisierung in »eigen« und »fremd« festmacht und wo die Grenze zwischen beidem verläuft. Wenn ich als Nicht-Schützenvereinsmitglied oder Nicht-Börsenmaklerin entsprechende Felder und Kulturen beforsche, sind sie mir dann fremd? Oder sind sie mir als Phänomene westlich-industrieller moderner Kultur sehr vertraut, schließlich könnte ich mit entsprechenden »Untersuchungsgegenständen« auf viele geteilte »selbstverständliche Denk- und Handlungsvoraussetzungen des Alltags« (Hirschauer 2010: 207) zurückgreifen. Begriffe von eigen und fremd sind also relativ.

Ebenso ist ihre konkrete Bedeutung im Forschungsprozess umstritten. Während Hirschauer eine gewisse Entfernung, eine Befremdung (vgl. Hirschauer/Amann 1997) zum Forschungsobjekt als Bedingung der Erkenntnismöglichkeit voraussetzt, gibt es ebenso methodologisch-epistemologische Ansätze, welche von einer *notwendigen gesellschaftlichen Nähe zum Forschungsobjekt* ausgehen, da Nähe zum Gegenstand und Ähnlichkeit mit den Beforschten den Erkenntnisgewinn auch durch ein gewisses »mitgebrachtes« Verständnis für Prozesse und deren zugrundeliegende Logik sowie unausgesprochene, kollektiv geteilte Grundannahmen begünstigt, wenn nicht gar erst ermöglicht (Bourdieu 1998: 783).

Was bedeutet das für die vorliegende Studie? Welches Verhältnis von Nähe und Distanz, Gleichheit und Fremdheit bestand hier und welche Bedeutung hatte dies im Forschungsprozess?

Es handelt sich hier um eine soziologische Arbeit, die ethnografisch angelegt ist und damit einem qualitativen Forschungsansatz folgt, also nicht beansprucht, repräsentative und numerisch darstellbare Ergebnisse zu erhalten, sondern Sinn- und Bedeutungskonstruktionen der Akteur_Innen verstehen und darlegen will. Die Hybridisierung von Nähe und Distanz zum Gegenstand ist damit im Forschungsansatz bereits angelegt, geht es doch darum, zugleich verstehensgenerierende Nähe und Vertrautheit und analytische Distanz einzugehen (Berg/Milmeister 2011: 184; Breidenstein et al. 2015: 68). Forschungsgegenstand hier sind Prozesse der Aus- und Verhandlung um die Hervorbringung und Gestaltung eines geteilten Raumes und gemeinsamer (Sport-)Praktiken unter bestimmten geteilten Werten und Normen, was wiederum als Teil individueller wie kollektiver Subjektivierung verstanden wird.

Voraussetzung für deren Erhebung ist zunächst einmal die Anwesenheit im Feld. Zumindest in den Kontexten, die von sich aus eine beschränkte Zielgruppenpolitik (nur für FrauenLesbenTrans*Inter*) betreiben, gebietet die (Forschungs-)Ethik, diese zu respektieren, setzt damit also eine Zugehörigkeit zur Zielgruppe voraus. Damit war in diesem Fall meine geschlechtliche Verortung noch vor epistemologischen Überlegungen, eine zentrale Erkenntnis- weil Zugangsbedingung. Werden in gewisser feldinterner Tradition (nicht zuletzt im Sinne der Zielgruppendefinition einiger hier untersuchter Sportgruppen, vgl. auch Ommert 2016: 35) Frauen und trans*- wie inter* und andere nicht-binärgeschlechtliche Personen als eine Kategorie gefasst (als FLTI* abgekürzt, mitunter auch FLINT* für FrauenLesbenInterNichtbinärTrans*), teile ich mit den meisten beforschten Personen die geschlechtliche Positionierung.⁴⁴ Ebenso verhält es sich mit der Zugehörigkeit zur Weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft⁴⁵ und dem akademischen Abschluss (Jüngere Teilnehmende sind dabei diesen zu erwerben).⁴⁶

44 So teile ich mit 13 von 14 Interviewpartner_Innen diese Zugehörigkeit als FLTI*. Wird ein konventionelles binäres Geschlechtermodell angesetzt und die Selbstverortung in diesem respektiert (unabhängig von der Anatomie oder dem Geburtsgeschlecht), dann sind es nur noch sechs (also sechs Interviewpartnerinnen). Der Rest des Samples bestand aus einem cis-männlichen Interviewpartner, vier Personen, die sich als nicht binär oder genderqueer definierten und drei trans* Männern.

45 Wenn auch Wenige meinen spezifisch ost-deutschen Hintergrund teilen.

46 Wesentlicher Unterschied ist natürlich, dass ich im Moment der Interaktion im Feld nicht auch, wie eben einige Teilnehmenden, Akademikerin bin, sondern als solche überhaupt dort. Daraus ergeben sich spezifische forschungsethische Fragen und Verantwortlichkeiten (von Unger/Narimani/M'Bayo 2014; Mecheril 1999).

Es ist also eine große soziale Nähe zu den Personen meines Untersuchungsfeldes gegeben.

Allerdings fällt bei der Kategorie Geschlecht bereits auf, dass meine gesellschaftliche Nähe zu den beforschten Personen auch streitbar ist, schließlich teile ich nicht die Verortung der trans* oder nicht-binärgeschlechtlichen Personen. Ebenso wenig habe ich Erfahrung damit, als fett stigmatisiert zu werden oder chronisch krank zu sein. In manchen, im Kontext der Beobachtungen und Interviews relevanten, Punkten bin ich meinem beforschten Gegenüber eher fern.

Das führt zur Relevanz einer Unterscheidung, die in der sozialwissenschaftlichen Methoden-Debatte oft nicht gemacht wird, nämlich der von a) *soziokultureller Relation* – welche in Begriffen wie Nähe/Distanz und eigen/fremd beschrieben wird und auf eine Verortung in soziokulturellen Kategorien wie Geschlecht, ökonomischem Status oder ethischer Zugehörigkeit verweist – und b) dem *emotionalen Bezug zwischen Forschungssubjekt und -objekt*. Denn unabhängig davon, ob Emotionen Teil des expliziten Forschungsinteresses und -gegenstandes sind, spielen sie im Forschungsprozess immer eine Rolle (Breuer/Diries 2009:125ff.; Blumenthal 2018; Guggutzer 2012: 86f, 2015: 141ff.). Eine Reflektion der Emotionen zwischen Forscher_in und Forschungsfeld ist für den Erhebungsprozess sowie für die Analyse der erhobenen Daten ebenso relevant, wie sozioökonomische und soziokulturelle Kategorien. Denn es stellt sich die Frage, ob tatsächlich eine ›Nähe‹ auf Ebene einer oder mehrerer soziokultureller Kategorien (wie Geschlecht, Sexualität, sozialem Hintergrund, aktueller sozioökonomischer Situation, ...) ⁴⁷ auch zwangsweise eine Affinität, also eine sympathiegetragene Zuwendung, bedeutet, wie oft implizit gleichgesetzt wird. So kann eine gesellschaftliche Nähe auch zu Aversion führen, wie es Pierre Bourdieu und Didier Eribon beide an verschiedenen Stellen in Bezug auf ihre Herkunftsmilieus beschreiben. ⁴⁸

47 Deren konkrete Definition ist zudem für jedes spezifische Forschungsprojekt explizit erklärungsbedürftig, konkret zum Beispiel was ein ›Migrationshintergrund‹ wäre, wann eine Wohnform als ›alternativ‹ einzuordnen wäre oder ein Elternteil als alleinerziehend.

48 Bourdieu spricht in seiner Rede »Teilnehmende Objektivierung« im Jahre 2000 (Bourdieu 2004) davon, dass er im Rahmen seiner akademischen Laufbahn sein Herkunftsmilieu gering zu schätzen und von sich zu weisen gelernt hat, dann aber wiederum eine explizit wissenschaftliche ethnografische und dadurch gezwungenermaßen respektvoll objektivierende Sichtweise auf diese Milieus ihm dazu verhalf, dieses negative Verhältnis zu überwinden. Letztlich plädiert er für eine Abkehr von der »methodologischen Orthodoxie« welche das größtmögliche ›Verschwinden‹ der forschenden Person bedeutet und fordert stattdessen eine definitive und unabdingbare Einbeziehung eigener Vorerfahrungen in die Forschungsaktivität, allerdings unter der Bedingung einer »rigorosen kritischen Prüfung« (Bourdieu 2004: 185). Dass dies womöglich eine unabschließbare und stets nur mangelhaft zu erfüllende Aufgabe ist, zeigt sich bei Eribon 2017 (ebd.: 51f. und 71ff.) Eine Kritik an Bourdieus mangelnder Einsicht in die Funktion ›männlicher Herrschaft‹ in seinem so betitelten Werk leistet Aline Oloff (2013).

Dabei ist die Bedeutung der Emotionen sowohl in Richtung der forschenden Person gegenüber ihrem Gegenstand und -objekt zu denken, und andererseits als Emotionen, welche aus dem Feld der dem Forschenden entgegenkommen, sowie deren Wechselwirkungen. Diese sind ebenso relevant für den Verlauf der jeweiligen Studie – explizit, jenseits absoluter Kategorien des Gelingens oder Scheiterns: Auch eine Ablehnung des Feldes kann Teil eines gelungenen, weil erkenntnisgenerierenden, Forschungsprozesses sein. Natürlich besteht immer die Gefahr, die nötige analytische Distanz zum Gegenstand zu verlieren. Ein Ignorieren der emotionalen Bezüge im Forschungsprozess vergibt jedoch wichtige Elemente der Analyse (Gugutzer 2012: 86ff., 2006: 38f.). Nicht umsonst zeichnet sich eine der meistrezipierten sozio-ethnografischen Studien – Loïc Waquants »Leben für den Ring« – durch ihre wachsende, aber auch explizierte und reflektierte, eben fruchtbar gemachte, Affinität zum beforschten Box-Gym und dem Boxsport als solchem aus (Waquant 2003; vgl. Hegner 2013; Gugutzer 2006: 38). Affinität sollte dabei weder mit unbedingter Zustimmung und Kritiklosigkeit verwechselt werden noch in dieser münden (Hamm 2013; Hutta et al. 2013: 155).

Die vorliegende Arbeit entstand damit unter einer explizit affinen Position zum Forschungsobjekt, aus einer Zugehörigkeit zur feministischen und queeren Sportszene (wenn auch nicht zur Fitness-Subszene), in welche ich als Sportlerin und Box-Trainerin eingebunden bin. Meine Szenezugehörigkeit war mindestens sehr erleichternd für den Feldzugang als Forscherin. Womöglich wäre er mir ohne diese Zugehörigkeit verwehrt worden. So aber schaffte sie eine große Vertrauensbasis und Offenheit mir gegenüber und Nähe auch über die Grenzen soziostruktureller Entfernungen (beispielsweise durch Geschlecht oder diverse Diskriminierungserfahrungen) hinweg. Hier galt es, die Perspektive der Beobachtung zweiter Ordnung beizubehalten und nicht in der Perspektive der Teilnehmenden, zu verlieren. Das beginnt schon bei der Selbstbezeichnung der Forschungsobjekte als queer und der damit verknüpften Abgrenzung zu einem Mainstream. Die Herausforderung besteht nun darin, diese Bezeichnungen ernst zu nehmen und ihren Inhalt, ihre Bedeutung für die Akteur_Innen im Feld zu verstehen und sie gleichzeitig als zu reflektierende »semiotische Technologien« (Haraway 1995) wahrzunehmen. Es gilt also als permanente Aufgabe, sie nicht als rein deskriptiv, sondern auch als präskriptiv zu verstehen und als Gegenstand der Analyse zu betrachten. Im Sinne einer von Hirschauer (2010) vorgeschlagenen Befremdung-Technologie – der auf Harvey Sacks zurückzuführenden begriffsstrategischen »doing-being«-Maßnahme, alles Wahrgenommene mit einem »doing« zu versetzen, also es bewusst als Produziertes zu betrachten – wird die Queerness des Feldes, seiner Räume, Subjekte und Praktiken, explizit nicht als eigenschaftlich, sondern als Produkt der kollektiven Herstellungsprozesse des »doing queer« betrachtet (siehe Kap. II.3). So galt es immer wieder, auch die Aussagen der Interviewpartner_Innen in ihrem Kontext der gegenseitigen gemeinsamen Identitätsproduktion als Szene-Angehörige im Inter-

viewprozess wahrzunehmen und gesamtgesellschaftliche und szenespezifische soziale Erwünschtheiten zu bedenken. Diese sollten dabei aber nicht unbedingt vermieden werden – falls dies überhaupt möglich ist – sondern in der Analyse explizit als solche, und damit als Ausdruck sinngenerierender und leitender Normative, verstanden werden.

Neben der Gefahr, dem Feld und seinen Akteur_Innen und in gewisser Weise damit auch mir selbst ›auf den Leim zu gehen‹, bietet die eigene Eingebundenheit in die queere und feministische Sportkultur Deutschlands auch eine Möglichkeit der analytisch reflexiven Bezugnahme auf die empirischen Ergebnisse im Sinne einer theoretischen Sensibilität. Durch mitgebrachte Vorerfahrungen hatten einige Ereignisse im Feld oder Narrative von Interviewpartner_Innen einen gewissen Wiedererkennungswert für mich, Strukturen und immanente Bezüge waren mir bekannt und mitunter resultierte eine gewisse ›Übersättigung‹, die das Zurücktreten und analytisch distanzierte kritische Betrachten der Empirie durchaus begünstigten. Letztlich gilt es »affirmative und kritische Aspekte mit einander zu verschränken« (Hamm 2013: 70). Die Zugehörigkeit und Affinität zu queeren Szenen, speziell zur queeren und feministischen Sportszene, kann also weder als rein hinderlicher noch rein vorteilhafter Faktor gesehen werden, sondern wird in der Arbeit immer wieder situationsbezogen und kontextuell reflektiert. (Vgl. Reichertz 2015)

4.3 Die Bedeutung des forschenden Körpers

Ein weiteres Kriterium, welches in diesem konkreten Fall besonders auch in Bezug auf die Bedeutung für die eigene Partizipation am Forschungsgegenstand relevant wurde, ist die *körperliche Erscheinung und Befähigung*. Da jede teilnehmende Beobachtung immer auch eine Intervention im beobachteten Feld darstellt (Breuer/Diries 2009: 123), gilt es diese Auswirkung auf den Raum zu reflektieren, gerade wenn auch die Konstitution des Raumes Forschungsgegenstand ist. Wenn es um die Bedeutung der anwesenden Körper für die Gestalt des sozialen Raumes sowie um Gefühlsnormen in Bezug auf eine Setzung von Körpern als happy oder unhappy objects (Kap. I.4) geht, spielen neben Geschlecht auch die körperliche Leistungsfähigkeit und der Körperfettanteil der Anwesenden eine große Rolle. In diesem Sinne lief meine Körperlichkeit Gefahr, hier eher eine Repräsentation und damit auch störende Intervention dessen darzustellen, was den Raum *nicht* bestimmen soll. Auch in Interviewsituationen mit Personen, welche Diskriminierung aufgrund eines hohen Körperfettanteils erfahren oder deren körperliche oder athletische Befähigung deutlich limitierter ist als meine, spielte meine eigene Körperlichkeit und meine damit verknüpften (Nicht-)Erfahrungen sicher immanent eine Rolle als Abstandhalter zwischen mir und den Interviewten.

Am Anfang des Forschungsprozesses überlegte ich tatsächlich absichtlich weniger athletisch aufzutreten. Interessanterweise berichtete mir während des Forschungsprozesses ein cismännlichen Teilnehmer von Ähnlichem (siehe Kap. III.3.3), nämlich Bedenken über die eigene Anwesenheit und vor allem sportliche Performanz im Feld. Ich habe mich aber – im Kontrast zu ihm – dagegen entschieden, schlechter zu performen, und es stattdessen auch in die Beobachtung einbezogen, wie meine sportliche Leistung aufgenommen wird.⁴⁹ Meine geschlechtliche und athletische Verkörperung diente hier also ganz konkret als Erkenntniswerkzeug. Sicher ist dabei auch relevant, dass ich meine athletischen Fähigkeiten dem wettkampforientierten Boxsport verdanke, also einer Sportart, die als genuin maskulin konnotiert ist, so dass meine Partizipation hieran einen Bruch mit konservativen Geschlechtervorstellungen bedeutet und damit im Feld ein gewisses Ansehen genießt.

Natürlich spielt die Forscher_Innen-Körperlichkeit nicht nur auf der Ebene der Verkörperung nach außen eine entscheidende Rolle, sondern zunächst auch in ihrer Funktion als Erhebungsinstrument: Es sind die Augen und Ohren, also die Körper der Forschenden, die beobachten, zuhören und auch empfinden. Das eigene Spüren von Irritationen, Ängsten Wut oder auch Freude, Spaß und Ehrgeiz im Feld kann wichtige Erkenntnisquelle sein, die Beobachtung lenken oder der Analyse wichtige Hinweise geben (Faust/Heissenberger 2016; Brümmer 2015; Wacquant 2003; Gammerl 2015; Breuer/Diries 2009: 125ff.), gerade da normative Strukturen und Wertungen oftmals eher gespürt werden, zum Beispiel in Form von Scham, als dass sie als klar artikulierte Anweisungen in Erscheinung treten.

Auf dieser Ebene befand ich mich in einer hybriden Situation. Einerseits ließ mich meine jüngste Vergangenheit als leistungsorientiert trainierende Wettkampfsportlerin viele Empfindungen nicht konkret teilen, andererseits konnte ich durchaus auf bewusst gemachte Erfahrungen des eigenen Sportlerin-Werdens mitsamt den somatischen, emotionalen und ›identitären‹ Transformationen, die darin erfolgen, zurückgreifen. Und auch ich hatte bei Übungen Schwierigkeiten oder bei manchen riskanten Übungsaufbauten Angst zu stürzen und musste dem affektiven Trainingsprozess des Vertrauen-in-den-eigenen-Körper-entwickeln selbst durchlaufen oder entdeckte einen Ehrgeiz in mir, mich mit Menschen mit anzunehmendem höherem Testosteronspiegel zu messen (siehe Kap. III.3.3). Ein Einbezug der eigenen Forschungsperson, ein tatsächlich auch persönliches Einbringen ins Feld – und damit auch seine Mitgestaltung – und ein reflexiver Blick darauf ermöglichen manche Erkenntnis erst.

49 Das zeitigte gerade im Kontrast zu benanntem Teilnehmer interessante Ergebnisse, da ich die Erfahrung machte, eher als eine Art ›Role Model‹ herzuhalten und nicht, wie er für sich zumindest vermutet, als Repräsentation der abgelehnten androzentrischen Normativität des Sports (siehe Kap. III. 3.3).

4.4 Forschungsethische Anmerkungen

Es sind sowohl erkenntnisinteressengeleitete als auch ethische Gesichtspunkte, die eine kritische Reflexion des Forschungsprozesses in jedem seiner Schritte nötig machen (von Unger 2014: 16; Breuer 2003). »Die Erarbeitung und Verbreitung soziologischen Wissens sind soziale Prozesse, die in jedem Stadium ethische Erwägungen und Entscheidungen erfordern.« So lautet die Präambel des Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (<https://soziologie.de/dgs/ethik/ethik-kodex>, zuletzt eingesehen am 13.09.2021). Aus der »Einsicht [...], daß Wissenschaften soziale Wirkung haben, die direkt (etwa technologisch) und indirekt (etwa diskursiv) auf die Lebenssituation von Menschen einwirkt« (Mecheril 1999: 233; vgl. Ethik-Kodex §1, Abs.7), leitet Paul Mecheril die Notwendigkeit einer ethisch motivierten Selbstreflexion der (Sozial-)Wissenschaften ab, die dem Grundmotiv folgen sollte, »Menschen nicht schaden zu wollen« (ebd.: 234). Dabei ist es mitunter jedoch nicht leicht, handlungsleitende Entscheidungen zu fällen. Denn wer entscheidet, was »keinen Schaden anrichten« (Sekuler 2014: 91) bedeutet? Und wie können abstrakte Grundsätze konkret praktisch umgesetzt werden und was passiert, wenn sie im Widerspruch zum Forschungsdesign stehen? Wie steht es mit dem informierten Einverständnis bei Beobachtungen in einem vielbesuchten öffentlichen Raum, in welchem schwerlich jede anwesende Person um ihr Einverständnis gebeten werden kann, sowohl aus Gründen der Pragmatik als auch des Forschungsinteresses?

Ich habe mir vor meinen Beobachtungen das Einverständnis von Gate-Keeper_Innen, in der Regel den Trainer_Innen eingeholt, beziehungsweise über Gruppen-Emailisten ein Einverständnis aller Trainierenden zu meiner forschenden Teilnahme erfragt. Dennoch bestand für mich keine Kontrolle darüber, welche Personen auf den entsprechenden Listen sind und welche nicht, oder ob Personen aus sozialem Druck mögliche Vorbehalte auch nicht äußern würden. Ferner unterliegen alle Gruppen einer gewissen Fluktuation, so dass Probe-Trainierende und Personen, welche den Gruppen nach meinem Eintritt beigetreten sind, nie oder erst später von meiner Rolle als Forschende erfahren haben. Auch diejenigen, die klar darüber informiert waren, mir sogar Interviews gegeben haben, schienen immer wieder zu vergessen, was meine Funktion war. So eröffnete eine Trainerin (und Interviewpartnerin) einmal eine Runde, in der sie von allen Anwesenden abfragte, was deren Motivation zum Training wäre, um sich darauf in den folgenden Wochen gut einstellen zu können. Als ich an der Reihe war, antwortete ich wahrheitsgemäß mit meinem Forschungsinteresse, was sie offensichtlich überraschte, auch wenn sie sich dem dann *wieder* bewusst wurde. Auch hier ist also offen, inwiefern bei jeder einzelnen Beobachtung von einem informierten Einverständnis ausgegangen werden kann, wenn die Teilnehmenden zwar informiert, sich der Information aber nicht gewahr sind.

Umso wichtiger ist daher die Einhaltung der Richtlinien der Anonymisierung. Alle in dieser Arbeit verwendeten Namen sind Pseudonyme. Es wurde versucht zu vermeiden, dass Rückschlüsse auf die realen Gruppen und Personen gezogen werden können. Diesem Grundsatz wurde im Zweifelsfall Vorrang vor der direkten Nachprüfbarkeit gegeben.⁵⁰ So haben teilweise einzelne konkrete Personen in dieser Arbeit verschiedene Aliasnamen, um eine Rückführung auf ihre konkrete Identität durch ein Verknüpfen mehrerer unabhängiger Ereignisse zu vermeiden.

Da in der ethnografischen Forschung ein »gewisses Maß an Verrat und Manipulation unvermeidbar« ist (Enslin, zitiert nach Hamm 2013: 66; vgl. Breuer 2003), war und ist es mir ein Anliegen, meine Erfahrungen und Einsichten aus dieser Forschung in respektvoller und wertschätzender Weise zu präsentieren, eingedenk der Tatsache, sicher nicht allen und allem dabei gerecht werden zu können. Daher gilt es an dieser Stelle einmal mehr besonders den beforschten Personen für ihre Mitwirkung an dieser Arbeit zu danken.

50 Näheres zur Spannung von Anonymisierung und präziser und nachvollziehbarer Felddarstellung in empirischer soziologischer Forschung findet sich bei Kühl 2020.

